

Die Halle mit Glasfenstern 350 Mark.
Darauf die Post bezogen 2 Mark für das Postgewicht.
Die halbjährige Zeitung separat und monatlich je separat.
Gratis-Beilage:
Mittelschulische Unterrichtsblätter, halbjährig, 20 Bände.
Mittelschulische Zeitschriften für den Unterricht.
Mittelschulische Zeitschriften für den Unterricht.
Mittelschulische Zeitschriften für den Unterricht.

Anzeige-Gebühren
Für die häufigste Zeitungs- oder deren Raum
für 4 Zeilen 15 Pfennig, für 8 Zeilen 30 Pfennig.
Reklamant am Sonntag und an Feiertagen die halbe
40 Pfennig.
Anzeigen-Annahme bei der Expedition und allen Annoncen-
Erpeditionen.
Gesamtschwerdruck mit Berlin, Leipzig, Magdeburg.
Zurich Nr. 15.

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 317. — Jahrg. 190. Halle a. S., Montag 11. Juli 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipziger Str. 87. Verleger: Hermann Schwabe, Verlagsdruckerei.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser feierte am Freitag bei herrlichem Wetter die Reise von Eide fort und traf Sonnabend früh in Bergen ein. Er beschloß die Reise für wissenschaftliche Forschungen eingerichtete Nacht des Fürsten von Monaco. Das Mittagsmahl wurde bei dem deutschen Konsul Wobly auf dessen Villa eingenommen. Am dem Abendessen auf der „Sohrensollern“ nahmen der Fürst von Monaco sowie die auf dessen Nacht befindlichen deutschen, englischen und französischen Gelehrten teil. Sodann ging die Fahrt weiter nach Genua. Vor der Ankunft besah sich Votestien auf dem Vorst. * Die Kaiserin ist mit dem Kronprinzen und den Bräutigam Friedrich und Walburg sowie der Prinzessin Heinrich an Bord der „Diana“ am Sonnabend Abend von ihrem Ausflug nach Glüsbürg wieder in Kiel eingetroffen. * Der geflern über das Befinden des Großherzogs von Luxemburg ausgegebene Krankenheitsbericht lautet: Das Allgemeinbefinden hat sich gebessert, die Lungenerkrankungen sind gebessert und die Kräfte haben sich gehoben. Die Lieberstellung nach Souburg kann ohne Gefahr bewerkstelligt werden. * Später wird sich der Großherzog nach der Hessing'schen Anstalt in Göttingen begeben. Dort sollen, nachdem sich das Allgemeinbefinden des großen Patienten gebessert hat, auch die unmittelbaren Folgen des Unfalls beseitigt werden. Zu dieser Zeit wird ein eigener Krankenstationen in den Orient-Expedition eingeleitet, in dem der Großherzog in Begleitung des Universitätsprofessors Angerer und des Sozialrechts v. Soburg, sowie zahlreicher Dienerschaft die Fahrt unternommen wird.

* Entgegen allen anderweitigen Meldungen kam gemeldet werden, daß der Aufenthalt des Reichsfinanzers in München rein privater Natur war. Es erfolgte nur die übliche schriftliche Meldung beim Prinz-Regenten. Eine Audienz fand überhaupt nicht statt. * Sommerurlaub des Ministers. Der Handelsminister v. Falk hat sich aus Halle, der Kultusminister Dr. Hoffe aus St. Andreasberg nach Berlin zurückgekehrt. Die „Neue Zeitung“ hört, wird der Kultusminister bis gegen Ende Juli in Berlin verbleiben und sich dann nach Hirschberg begeben, um dort den Rest seines Sommerurlaubs zu verleben. Von den anderen Ministern dürfte zunächst der Minister des Innern v. d. Hecke bald nach Berlin zurückkehren und einige Wochen hier verbleiben, bevor er seinen weiteren Urlaub antrete. Der Minister der öffentlichen Arbeiten Hehlen wird in der zweiten Hälfte des Juli seinen Sommerurlaub antreten. Inzwischen dürfte der Kriegsminister v. Goltz von seinem Urlaub zurückkehren.

* Nach Meldung der Berliner Blätter soll der vortragende Rath im Kultusministerium, Geh. Oberregierungsrat Wegrenpennig, aus Gesundheitsrücksichten aus seinem Amte zu scheiden beabsichtigen. Hinsichtlich des Gehemrath Wegrenpennig schon vor längerer Zeit eine Gesundheitskur aufsuchen müssen.

* Der Kaiser hat dem aus dem Reichsgebirgsbau großherzoglich bestellenden Staatsminister Finger das Großkreuz des Roten Adlerordens verliehen. * In der Presse finden Erörterungen über den Wasserfall für den preussischen Landtag statt. Nach dem „S. R. N.“ werden diese Wasser erst Ende Oktober oder Anfangs November stattfinden; ein bestimmter Beschluß scheint noch nicht gefast zu sein.

* Den nächsten preussischen Landtag wird der „Post“ zufolge wieder ein reiches, gesetzgeberisches Material zuehen; aus dem Justizministerium zunächst die Vorlagen, welche notwendig sind, um privatrechtliche Bestimmungen der preussischen Landtagsgebung mit der bürgerlichen Gesetzgebung in Uebereinstimmung zu bringen; aus dem Landwirtschaftsministerium der Gesetzentwurf wegen Regulierung und Unterhaltung der Bodwasser gefährlichen Flüsse in Schlesien und Brandenburg; aus dem Ministerium des Innern Vorlagen wegen Neuordnung des Kommunalverwaltungs- und Schaffung eines polizeilichen Groß-Berlin; aus dem Kultusministerium einen Gesetzentwurf wegen besserer Ordnung der Wittwen- und Waisenerziehung der Volksschullehrer; Kanalarbeiten seien aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten kaum zu erwarten. Das Letztere wäre trotz des Scheiterns der Manchestersprengel nicht gerade als unbedeutend zu betrachten.

* Vom 1. April, als soll wie bereits mitgeteilt, in Uebereinstimmung mit dem bereits für den Reichshaushalts-Etat feststehenden Jahres getrossenen Einrichtungsplan bei Besetzung der einzelnen Etatsjahre auch für den Haushalts-Etat in Preußen nur eine Jahresziffer, nämlich diejenige verwendet werden, welche den größeren Theil des Etatsjahres vom 1. April bis 31. Dezember umfaßt. Die Aufstellung für den nächstjährigen Etat wird danach lautet, für das Etatsjahr 1899. Nach einer Aenderungsverfügung des Finanzministers an die ihm unterstellten Behörden sollen dies bei Aufstellung der Entwürfe in den Kaiser'schen Etats dies be- und darin Anordnung treffen, daß die gleiche Besetzung der Etatsjahre vom 1. April d. J. ab auch bei den

sonstigen Rechnungsarbeiten und im Geschäftsverkehr überhaupt zur Anwendung kommt.

* Am gestrigen 9. Juli war ein Viertelhundert verfloßen, seitdem das Deutsche Münzgesetz erlassen und damit der Uebergang zur Goldwährung vollzogen worden ist.

* Auf Anordnung des Ministers Dr. Hoffe sind die Bescheidungen der Schulordnungen über die ordnungsmäßige Festlegung der Schulpflicht, für die widerrechtliche laufende Staatsbeiträge gemacht worden, erst am Schluß des Etatsjahres auszufüllen und den Jahresquittungen der Schulpflicht, die im Januar ausgefüllt sind, nachträglich beizufügen.

* Der Magistrat zu Berlin war bekanntlich dem Beschlusse der Stadtverordnetenversammlung vom 29. Dezember 1897, auf dem Friedhof der Märzgefassen einen Denkstein zu setzen, nicht beigetreten, vielmehr am 25. Januar 1898 an die Versammlung mit der von einer geminderten Deputation beschlossenen Vorlage herangetreten, die lediglich die bauliche Instandhaltung des Friedhofs empfahl. Nachdem diese Vorlage angenommen worden, stellte die Stadtverordnetenversammlung in der Sitzung vom 17. März 1898 den Antrag, am folgenden Tage durch eine Vorlegung der Verfassung einen Antrag auf die Erhebung der Märzgefassen niederlegen zu lassen. Dieser Antrag wurde mit gegen 41 Stimmen angenommen. Unmittelbar nach Verlesung dieses Ergebnisses sprach der Magistrat im Auftrage des Oberpräsidenten die Beantragung des Beschlusses aus. Der Oberpräsident vertrat die Auffassung, daß dieser Beschluß die Befugnisse der Stadtverordnetenversammlung überschreite, da er sich als eine politische Demonstration zur Verherrlichung der Revolution darstelle. Die Stadtverordneten beschloßen, gegen die Beantragungsvorlegung Klage anzuführen. Den zweiten Senat des Oberverwaltungsgerichts beauftragte am Sonnabend die Angelegenheit. Die Klagen wurden durch einen Rechtsanwalt vertreten, der Magistrat, der in der Öffentlichkeit in dem Beschlusse der Klagen nur den eine Gemeinde-Angelegenheit betreffenden Akt erblicken will, hatte einen Vertreter nicht entsendet. Der Minister des Innern hatte für die mündliche Verhandlung als Kommissar zur Wahrnehmung des öffentlichen Interesses den Oberpräsidenten von Helmman-Hollweg bestellt.

Der Senat wies, wie bereits telegraphisch gemeldet, dem Antrage des Ministerialkommissars entsprechend die Klage zurück. Die Begründung ergab dahin:

In § 35 der Städteordnung ist bestimmt: Ueber andere als Gemeindeangelegenheiten dürfen die Stadtverordneten nur dann beschließen, wenn solche durch besondere Gelege oder in einzelnen Fällen durch Aufträge der Aufsichtsbehörde, an sie gelangen sind. Die Städteordnung hat den Begriff der Gemeindeangelegenheiten nicht definiert. In der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts ist jedoch der Begriff des Häubers umgrenzt. In den Entscheidungen (S. 18 S. 100) ist dargestellt, wie der Gemeinde aus dem Häuber zu lösen und mündlich zu vertreten ihre Angehörigen ganz allgemein muß; das entscheidende Bestimmungsmerkmal für Gemeindeangelegenheiten ist aber, daß es sich um Wahrnehmung eines öffentlichen Interesses handelt. Legt man diesen nicht zu engen Maßstab an den beanstandeten Beschluß, so muß man auf der Ueberzeugung gelangen, daß der beschriebene Beschluß nicht in die Kategorie der Gemeindeangelegenheiten fällt. Ohne Weiteres lautet ein, daß die in der Ueberlegung eines Krates auf die Erhöhung der Märzgefassen durch eine Aenderung der Städteordnung sich äußernde Kundgebung jeden engeren lokalen Charakters entbehren und die Gegenstände eines allgemeinen politischen Kundgebung angenommen hat. Die Auffassung der Klagen, daß der Stadtverordnetenversammlung das, was jedem Bürger gestattet ist, freisprechen müsse, beruht auf einer willkürlichen Verkennung der Bestimmungen der Städteordnung. Es muß sich bei dem beanstandeten Beschlusse beizutreten werden, daß es sich bei dem beanstandeten Beschlusse nicht um einen vorrangigen Sachverhalt um eine Verherrlichung der Revolution handelt. Die Märzgefassen haben im offenen Kampfe gegen die rechtmäßig bestehende Staatsgewalt gestanden. Welche Anordnungen 1848 über die Märzgefassen gerichtet, somit gegenwärtig nicht aufzulösen sind, ist dem Senat nicht in jeder Hinsicht geredet, wie sie in moralischer Hinsicht mit größter Genauigkeit zu begründen ist. Die Behörden unserer Reichshauptstadt aber haben allen Grund sich zu schämen, daß sie eine Donat für Revolutionäre in benannten Kommune, die unferes Kaisers Residenz ist, beauftragt haben!

* Wegen der immer mehr aufwühlenden Bevölkerung der Vororte Berlins sind nicht nur die dortigen Amtsgerichte, insbesondere in Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf, sondern auch deren nächst höhere Instanz, das Landgericht Berlin II, brant mit Geschäften überhäuft, hat man in der Justizverwaltung nicht nur die Frage der Vernehmung der Amtsgerichte in den Vororten, sondern auch der Errichtung eines dritten Landgerichts zu Berlin näher getreten ist.

* Der Centralverband deutscher Kaufleute hält am 15. August in Wiesbaden seine diesjährige Generalversammlung ab. Der bisherige langjährige Präsident des Centralverbandes, Senator v. Hülse-Wilmann wird mit Rücksicht auf sein hohes Alter sein Amt niederlegen. * Polnische Palast. Das Komitee des achten Kon-

gresses polnischer Ärzte und Naturforscher richtete an den Minister des Innern die Bitte, der Minister möge den Regierungs-Präsidenten von Jagow und den Polnisch-Präsidenten von Hellmann anweisen, von der beabsichtigten Ausweisung ausländischer Teilnehmer an dem Kongresse, der nunmehr im September in Polen abgehalten werden sollte, abzugehen. Nicht in der That die Petition wird den großpolnischen Schwärmen nichts helfen!

* Zur Ueberwachung der polnischen Bewegung war in früheren Jahren ein besonderer Ministerialkommissar in Posen angestellt worden. Eine derartige Einrichtung wird, wie das „Neue Post.“ meldet, auch jetzt wieder beabsichtigt, und zwar werden für die Provinz Westpreußen mehrere derartige Beamte berufen werden.

* Die „Germania“ veröffentlicht die Einladung zur 45. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, die diesmal in Grefeld abgehalten werden soll. Das Ehrenpräsidium wird der Oberbaurat v. Lestanc und Herzog Johann von Ansbach führen.

* Der Führer der bairischen Nationalliberalen, Landgerichtsdirektor Pflieger in Landshut, soll der „Straßburger Post“ zufolge zum Nachfolger des toeben in den Ruhestand getretenen Landgerichtspräsidenten Kaas zu Straßburg i. E. auserwählt sein, die Ernennung aber erst nach Vertagung der Stände erfolgen, da mit der Vertagung der Mandatsortwahl und die Nothwendigkeit einer Neuwahl verbunden ist.

* Drei konservativ Mitglieder des Abgeordnetenhauses, die Landräthe Dr. Loh in Weilmünster und v. Lude in Sauerbrunn, sind zu Regierungsräthen ernannt worden. Der erstere, der früher Landrath in Weilmünster und 1893 nach Weilmünster versetzt wurde, wird seit 1893, der zweite, der frühere Landrath in Sauerbrunn, seit 1893, der dritte, der frühere Landrath in Sauerbrunn, seit 1893. Die Ernennung eines Landraths zum Regierungsrath gilt nicht als Beförderung.

* Der westpreussische Provinzial-Steuerdirektor Geheimrath Oberfinanzrat Kolbe genießt, seiner ausgezeichneten Gesundheit halber in den Ruhestand zu treten.

* Der Staatssekretär des Reichsamts des Innern hatte sich auf eine Anregung des Deutschen Kaufläufers Vereins mit den Regierungen der in Betracht kommenden Bundesstaaten wegen der Einführung einer möglichst eingehenden Uebersicht in der Theorie der Währungsfrage und der maritimen Meteorologie in den Navigationsschulen in Verbindung gesetzt. Der Gedanke hat bei allen Bundesregierungen Billigung gefunden. Somit aber dieses Ziel durch Einschränkung des Interesses in den maritimen Fächern erreicht werden soll, ist der Vorschlag mehrfach besprochen. Auf Grund des Ergebnisses der erfolglosen Erörterungen wird nunmehr von der zuständigen Stelle beabsichtigt, die wünschenswerthe Vertiefung des Interesses in den meteorologischen Fächern durch eine entsprechende Gestaltung der Prüfungsarbeiten bei der in Wälde notwendig werden Revision herbeizuführen.

* Zu die Streiter gegen die Währungsfrage des Deutschen Reiches haben die Verhandlungen mit dem Minister des Innern genehmigen Stellung des § 36 der Bundesgesetzgebung als formgemäße Einbringung des Bundes anerkannt, die den Zweck verfolgt, die Mittel zur Unterhaltung und Erziehung von Kindern in den Waisenhäusern des Bundes durch freiwillige Beiträge aufzubringen, so sind nach einem Entschluß des Ministers des Innern die hierfür bei den Reichsständen der Kriegereinnahme veranstalteten Sammlungen dann nicht als öffentliche, der behördlichen Genehmigung bedürftigen Sammlungen anzusehen, wenn sich die Sammlungen nur an Mitglieder von Kriegervereinen wenden, die dem Bunde angehören.

* Nach der im „Kultur-Win-Win“ veröffentlichten Zusammenstellung der im Jahre 1897 kennebrennenden Brauereiverwaltungen in Preußen ist sowohl die Gesamtzahl der vertriebenen Grundstücke als die der darunter befindlichen landwirthschaftlichen Grundstücke gegen das Jahr vorher erfreulicherweise zurückgegangen.

* Antiführ Nachrechnung zufolge sind bis zum Schluß des Jahres 1897 auf Grund des Gesetzes vom 7. Juli 1891 in Preußen 802 Güter ganz oder theilweise zur Rentengüterbildung verwendet worden. Der Flächeninhalt der ganzen Güter betrug 184,379, der aufgetheilten Ländereien 77,283 ha. Die Zahl der ausgelagerten Rentengüter belief sich auf 7104; davon umfaßten 527 unter 25 ha, 1439 von 25 bis 5 ha, 1884 von 5 bis 7 1/2 ha, 1092 von 7 1/2 bis 10 ha, 2046 von 10 bis 25 ha, 626 über 25 ha. Der Kapitalwert der Rentengüter betrug durchschnittlich in Rente und Kapital 776 Mfl. für den Hektar.

* Nach einer Mitteilung der belgischen Regierung wird die internationale Zuckerausfuhr bestimmt im Oktober wieder zusammenzutreten. Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Belgien, Holland, Spanien und Schweden haben schriftlich ihre unbedingte Zustimmung zur Abschaffung der Zuckersubventionen. Ausland und Frankreich ist bis zum Oktober fest gelassen worden, um der Konferenz ihre Bemittelungsverhältnisse zu unterbreiten. Von anderer Seite wird berichtet, daß die belgische Regierung mit Frankreich über die Lösung der Zuckerausfuhr verhandelt.

* Aus China. Der „Frankf. Zeitung“ aus aus Shanghai gemeldet: Der deutsche Gesandte bringt in dem nächsten, weitere Landkäufe zur Ausdehnung der Fremden-Eindringung in Shanghai zu gewahren. Die Municipalität von Shanghai hat sich bereit erklärt, ein solches Zugeständnis zu machen, während der Zank (Regierungspräsident) sich ablehnend verhält. Der Gouverneur von Kantschau hat die deutschen Kaufleute daher befragt, ob die Anwendung des deutschen Importtarifs dienlich wäre.



(Nachdruck verboten.)

Hinaus in die Welt.

25]

Roman von D. E. S. t. e. r.

„Mein Rath geht dahin,“ fuhr Herr Sander fort, „daß Emilie ſich in einer Stadt, wo ſie unbekannt iſt, als Muſiklehrerin niederläßt. Sie iſt ja ſelbſtändig geworden in der Welt da draußen.“ ſetzte er bitter hinzu, „es war ja Euer Aller Wille, daß ſie in die Welt hinausgehen ſollte, meine Schuld iſt es nicht, daß es ſo gekommen iſt. Aber ich kenne meine Pflicht, ich werde meine Hand nicht von Dir abziehen, Emilie, und mit der Zeit wirſt Du auch in einer fremden Stadt Dein Brod finden. Weine darum nicht mehr — es muß ſo ſein.“

Jetzt hielt ſich aber die Rätthin nicht länger. Sie ſprang empor und ſtellte ſich zornglühend vor ihren Gatten.

„Du — Du weiſt Willly aus dem Hauſe?“ ſtieß ſie hervor.

„Marie, ich bitte Dich . . .“

„Nun gut,“ rief die Rätthin außer ſich, „dann gehe ich mit Willly fort und Du magſt ſehen, wie Du ohne uns fertig wirſt, Du egoiſtiſcher, kalter, gefühlloſer Menſch Du!“

Sie ſtreckte ihm drohend die Hand entgegen, daß der Rath einige Schritte zurückwich.

„Du verſteheſt mich falſch, Marie, Emilie mag einige Zeit hier bleiben . . .“

„Nicht einige Zeit, ſondern für immer — oder ich gehe mit ihr.“

Willly erhob ſich, ſchlang den Arm um den Nacken der Mutter und ſchmiegte ſich zärtlich an ſie.

„Daß es gut ſein, liebſte Mama,“ ſagte ſie ſanft und mit leicht bebender Stimme. „Der Vater hat Recht, meines Bleibens iſt hier nicht länger, ich habe ſelbſt das Recht an die Heimath, an das Elternhaus vermißt. Und ſelbſtändig bin ich auch geworden,“ fuhr ſie mit bitterem Lächeln fort. „Ich habe es doch dieſen letzten Winter bewieſen . . .“

„Du armes Kind, weſhalb haſt Du mir nicht die Wahrheit geſchrieben?“

„Ich wollte Euch keine Sorge bereiten, Mama. (Nur eine Weile laßt mich in der Heimath ausruhen . . .“

„Solange Du willſt, mein Kind.“

„Nicht hier bei Euch, Vater, ich weiſſe ein ſtilles Plätzchen, wo ich verborgen vor den Augen der Welt leben kann, bis ich meine Ruhe, meine Kraft wiedergewonnen habe.“

„Du willſt zu Orete?“

„Ja, Mama. Laß mich zu ihr und ihrem Gatten, der mir ja ſchon vor Monaten, als ich noch in Haft ſaß, ein Aſyl in ſeinem Hauſe angeboten hat. Laß mich zu ihnen.“

„Ich werde mit Dir gehen . . .“

„Nein, Mama — bleib hier bei dem Vater und den Brüdern. In der Stille und Einſamkeit werde ich am Beſten und Leichtesten mit Allem fertig. Wir können uns ja doch oft ſehen, Mama — Ihr kommt jeden Sonntag nach Oberbrück, bis — bis ich einen Entſchluß gefaßt habe.“

„Ich finde dieſen Plan Emilienſen ſehr vernünftig,“ ſagte der Rath.

„Nun gut, mein Kind, es ſei, wie Du willſt. Aber ich begleite Dich wenigſtens nach Oberbrück . . .“

„Laß mich allein gehen, Mama. Der Weg iſt zu weit für Dich . . .“

„Wir nehmen einen Wagen!“

„Nein, ich möchte den Fußweg durch den Wald nehmen.“

„Bei dieſem Schnee?“

„O, das macht nichts, Mama. Ich kenne den Weg ganz genau.“

Nach einigem Sträuben und Hin- und Herreden gab die Rätthin der Bitte Willlys nach und am folgenden Tage ſah man ſie dieſe auf dem Weg nach dem ſtillen, einſamen Gebirgsdörfchen. Eine Weile begleiteten ſie ihre Brüder, dann ſchickte ſie dieſe zurück und ſchritt allein den ſchmalen, kaum erkennbaren Pfad durch den verſchneiten Wald dahin.

Die friſche, kalte Winterluft erquickte ſie. In tiefen Athemzügen hob ſich ihre Bruſt und ihre blaſſen, eingefallenen Wangen rötheten ſich. Winterliche Stille herrſchte in dem Walde. Tief herab ſenkten ſich die von Schnee belaſteten Tannenzweige; ab und an rieſelte ein Sprühregen von feinen, bligenden Kryſtallen auf die einſame Wanderin nieder, wenn ein leichter Luſtzug durch den Forſt ſtrich. Wie ein Märchengauber lag es über dem Walde, wie in einem kryſtallinen Dom ſchritt Willly dahin und die Ruhe, der Frieden der erhabenen Natur zogen in ihr zerriffenes Herz.

Welch' eine qualvolle Zeit hatte ſie durchlebt! Nach jenem furchtbaren Ereigniß ſiel ſie in ein heftiges Nervenfieber; wochenlang ſchwebte ſie zwiſchen Tod und Leben. Und als ſie genas, da klagte man ſie des Mordes an! Das Geſchoß des Revolvers hatte den Grafen Buſſo ſchwer verlegt; auch er mußte ein langes Krankenlager durchmachen, ſonſt würde es wohl für die Niederschlagung der Unterſuchung gegen Willly geſorgt haben. Aber nichts wurde dem unglücklichen Mädchen erſpart! Nicht der Spott der Welt, nicht das verletzende Mitleid der Welt, nicht die furchtbare Anklage, die ihre Ehre vernichtete, wenn ſie auch mit der Freisprechung von dem Verbrechen endete. Graf Buſſo gab ſein Zeugniß zu ihren Gunſten ab, ſodaß der Staatsanwalt ſelbſt ihre Freisprechung beantragte.

Der Sommer, der Herbit verging, ohne daß ſie in das Elternhaus zurückkehren konnte, um es nach einigen Tagen wieder zu verlaſſen.

Für immer, wie eine innere Stimme ihr ſagte. Der Vater hatte recht. Was ſollte ſie jetzt noch im Elternhauſe? Es kam ihr ſo fremd vor — die Leute, ſelbſt ihre Brüder ſahen ſie mit ſo ſeltſamen Blicken an, ſo fremd, ſo forſchend, ſo mitleidig — nein, nein, nur kein Mitleid! Es verletzte ſie, es demüthigte ſie, es machte ſie ſchwach und weich, und ſie mußte doch ſtark ſein, um der Welt zu beweifen, daß ſie keine Verlorene war.

Wie ſich ihr Leben fernerhin geſtalten ſollte, ſie wußte es noch nicht. Jetzt verlangte ſie nach nichts Anderem, als Ruhe und Einſamkeit. Niemanden ſehen — mit Niemandem

sprechen — nicht stets das starre, strenge, kalte Gesicht des Vaters, das granddurchfurchte Antlitz der Mutter sehen, die neugierig forschenden Augen der Menschen — nichts, nichts sehen und hören.

Ein Rubel Nehe kreuzte in einiger Entfernung den Weg, blieb im Gebüsch stehen und äugte furchtlos zu Milly herüber. Wie träumerisch weich die braunen Augen der Nehe blickten! Wie sanft und jählich! Es war Milly, als läße sie inniges Mitleid in diesen sanften, braunen, ruhigen Augen. Da war nichts von der forschenden Neugier der Menschen, nichts von dem geheimen Spott und dem heuchlerischen Mitgefühl. Keine, klare Empfindung, stille, ergebungsvolle Sanftmuth, scharfe, garte Zurückhaltung! Milly stand regungslos still, um die Thiere nicht zu verschrecken. Da tönte der schrille Pfiff eines Raubvogels in die Waldestille. Der Nebel an der Spitze des Rubels hob zornig das geweißgekrönte, zierliche Haupt, dann brach er in das dicke Unterholz ein und in rascher Flucht folgten die Nehe.

Auch sie flüchteten vor der Welt. —

Milly schritt weiter. Da tönten wie aus weiter, weiter, traumverlorener Ferne die Glocke eines Kirchleins durch die Stille des verschneiten Winterwaldes. Aus dem Thal drangen die ernsten, ehernen Töne empor zur Höhe und zogen in wehevollen Akkorden durch den Wald und schwebten empor zum blauen, wolkenlosen Winterhimmel und verhallten märchenhaft, zauberlich in der Ferne.

Der Wald lüthete sich und vor Milly lag das kleine, weltverlorene Gebirgsdorf.

Wie eingebettet in blendend weiße Kissen ruhte das Dörfchen in den weißen, warmen Armen des Winters. Der Rauhfleiß bligte an den Bäumen in den Gärten; wie in Schlaf versunken standen die Hütten und Häuser da; nur hier und da kräuselten sich aus einem Schornstein blaue Rauchwölkchen hervor und zerflatterten langsam in der windstillen Luft.

Ab und an bellte ein Hund. Ab und an hörte man einen verlorenen Ton in irgend einem Gehöft, ohne unterscheiden zu können, wodurch dieser Ton hervorgebracht wurde.

Kinderjubil auf der Gasse! Ein lustiges Lachen! Ein erschrecktes Aufstreichsen — dann wieder tiefe Stille.

Ja, hier war Ruhe und Frieden! Aufathmend schritt Milly rascher dem kleinen Pfarrhause zu und lag nach kurzer Zeit in den Armen der Schwester.

„Milly, wie lieb und gut von Dir, daß Du zu uns gekommen bist! Wie wird sich Werner freuen!“ rief die kleine, frische Frau Pfarrerin unter Weinen und Lachen.

„Ja, da bin ich, Grete — wollt Ihr mich für einige Zeit aufnehmen und vor der Welt verbergen?“ fragte Milly tief bewegt.

„Welche Frage? — Willkommen, herzlich willkommen bist Du für jetzt und alle Zeit. Aber vor der Welt verbergen — oh, Milly, Du hast wirklich keinen Grund, Dich vor der Welt zu verbergen. Doch, wenn Du Ruhe und Frieden suchst, wenn Du unsere großen Freuden und kleinen Leiden mit uns theilen willst, wenn Du mir helfen willst, meinen lieben, kleinen Bubi zu verziehen — das Alles kannst Du hier haben. Ach, Milly, ich wäre damals so gern mit Werner nach Berlin zu Dir gereist, aber ich konnte ja nicht, mein kleiner Bubi war ja gerade geboren — doch jetzt nichts mehr von der unglückseligen Zeit in Berlin. Das liegt hinter uns — nein, nein, Milly, ich will nichts mehr davon hören und wissen — mach mich nicht böse, sprich nicht über das dumme Zeug. Hier haben wir viel Klügeres und Schöneres uns zu erzählen. Du kennst ja noch nicht einmal meine Einrichtung und meinen

kleinen Bubi — weißt Du eigentlich, daß er nach Dir Gmi heißt?“

„Doch wohl eher nach Papa,“ sagte Milly lächelnd.

„Ach, das ist Eitelkeit! Nach Dir auch, wenn auch Papa Pathe bei ihm gestanden hat. Willst Du ihn jetzt gleich sehen? Er schläft gerade.“

„Wenn wir den kleinen Prinzen nicht stören.“

„Stören? Weißt Du, Milly, Bubi hat einen Schlaf — einen Bombenschlaf, sage ich Dir — man kann eine Kanone abfeuern, ohne daß er erwacht.“

Sie huschte zur Schlafzimmerschür, doch plötzlich blieb sie stehen. „Nein, wie dumm ich bin,“ lachte sie. „Du mußt ermüdet und hungrig von dem Wege sein, Milly. Ehe wir zu Bubi gehen, mußt Du etwas genießen.“

„Ich danke Dir, Grete — laß uns zuerst Deinen Jungen besuchen.“

„Wirklich? — Na, dann komm . . .“

Trotz der Versicherung, daß Bubi einen „Bombenschlaf“ schlief, schlich sich die junge, glückliche Mutter auf den Fußspitzen in das Schlafzimmer und Milly folgte ebenso leise. Die resolute, lebensfrohe und doch weichherzige Art der Schwester übte eine heilkräftige, stärkende Wirkung auf das munde Gemüth Millys aus. Die gesunde, reine Luft des einfachen Pfarrhauses, das glückstrahlende Auge der kleinen Frau, ihr munteres Wesen verschleuchte die trüben Schatten, die sich um Millys Seele lagerten, und als sie den kleinen, rofigen Bubi schlafend in den weißen Kissen liegen sah, die rothen Fäufchen fest gegen die Augen gedrückt, die runden Weinchen fast bis zur Brust emporgezogen, ein Bild des heiligen Friedens, der reinsten Unschuld, da quoll in ihrem Herzen eine heiße Sehnsucht nach dem stillen, einfachen Glück ihrer Schwester auf und tiefbewegt kniete sie an dem kleinen Bettchen nieder.

„Ist er nicht herzig, mein Bubi?“ flüsterte Grete.

Milly vermochte nichts zu erwidern. Die Worte erstarben ihr auf den zuckenden Lippen, sie faltete die Hände auf dem Rande des Bettchens, lehnte die Stirn auf die Hände und blieb im stillen Gebet regungslos liegen.

Durch die offenstehende Thür trat die schlankte Gestalt des Pfarrers Steinmann. Ueberrascht blieb er stehen. Grete machte ein Zeichen, daß er schweigen sollte, und deutete auf die an dem Bette des Kindes knieende Milly.

Ein freundliches Lächeln huschte über sein Gesicht und er nickte mit dem Haupte, als wollte er sagen: „Das ist recht — das ist recht . . .“

Nach einer Weile richtete sich Milly empor. Sie reichte noch am Bette knieend ihrer Schwester die Hand und flüsterte mit bebenden Lippen: „Wie glücklich mußt Du sein, meine liebe Schwester.“

„Ja, Milly, ich bin glücklich, so recht von Herzen glücklich . . .“

„Aber wo ist Dein Mann?“

„Blick' Dich einmal um, Milly.“

Ueberrascht wandte Milly das Haupt und ihre Augen begegneten dem freundlich-ernsten Blick des Pfarrers.

Rasch wollte sie sich erheben, doch er trat auf sie zu und erfaßte ihre beiden Hände und zog sie zu sich empor.

„Werner,“ flüsterte sie, „heißten auch Sie mich willkommen?“

Da legte er die Hände auf ihr gebeugtes Haupt und sprach tiefbewegt: „Gott segne Deinen Eintritt in mein einfaches Haus, meine liebe Schwester.“

Und sie sank an seine Brust und weinte zum ersten Mal seit langer Zeit glückliche, sanfte Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Ne
veröf
teleg
„Neu
gung
ment
ware
Batt
die
Lorp
Sam
lyn“
„Er
guban
Linie
weni
negu
ander
Rüfte
Sp
Geid
dreiz
samm
auf
Gerv
Feue
wand
zu, n
Dau
wo
uns
in de
schlu
eine
bleib
spren
war
muler
Kri
„Wig
200
störer
einbe
Hefti
licher
ließe
bis
werde
Befehl
dieser
„Bro
Male
cana“
der
„Sch
Ihre
statter
folgte
der
Theil
genom
seite
weiter
sich d
her.
Zwif
Wied
löcht
Geid
Der
Bang
wurde
Kamm
Rob
dicke
rebm



Ueber die Seeschlacht bei Santiago

veröffentlicht die Pariser Ausgabe des „N.-Y. Herald“ folgenden telegraphischen Bericht:

Admiral Sampson war Morgens mit dem Flaggschiff „New-York“ losgedampft, um die Spanier aus den Befestigungen bei Aguadores zu vertreiben, wo die Freiwilligen-Regimenter von Michigan Sonnabend früh zurückgeschlagen worden waren, als sie in westlicher Richtung marschierten, um die Batterien von Morro zu nehmen, nachdem das Feuer der Flotte die Spanier von ihren Geschützen vertrieben hatte. Unsere Torpedoboote befanden sich nicht bei der Flotte, bis Admiral Sampson Morro verließ. Die Schlachtschiffe und die „Brooklyn“ lagen vor der Hafeneinfahrt. Plötzlich begann die Flotte Cerveras in Riellinie am Brack der „Merrimac“ vorbeizudampfen. Das Admiralschiff befand sich an der Spitze der Linie und schlug unter Vollampf westliche Richtung ein. In wenigen Sekunden befand sich die amerikanische Flotte in Bewegung. Die „Indiana“, die in kürzerer Entfernung als die anderen Schiffe von der spanischen Flotte lag, fuhr auf die Küste los, um aus nächster Nähe feuern zu können. Die Spanier eröffneten das Feuer mit ihren elfhülligen Geschützen. Die „Indiana“ erwiderte das Feuer mit ihrem dreizehnhülligen Geschütz und ließ unmittelbar darauf ihre sämtlichen Geschütze spielen. Eins der ersten Geschosse fiel auf das Deck des spanischen Kreuzers, auf dem Admiral Cervera vorbeifuhr. Als darauf die „Jowa“ und „Texas“ ihr Feuer auf das dem Untergange geweihte Admiralschiff eröffneten, wandte die „Indiana“ ihre Aufmerksamkeit der Hafeneinfahrt zu, wo der „Almirante Oquendo“ erschien. Als der „Almirante Oquendo“ in schneller Fahrt in westlicher Richtung dampfte, wo Admiral Cerveras Flagge noch zu sehen war, durchsuchte uns der Gedanke, daß hier Weltgeschichte gemacht werde, und in der That gewährte der verzweifelte Admiral, der den Entschluß gefaßt hatte, eher auf offenem Meer den Kampf gegen eine übermächtige Uebermacht aufzunehmen, als im Hafen zu bleiben und dort seine Flotte von unseren Schiffen in die Luft sprengen zu lassen, einen erhabenen Anblick. In der That war das spanische Flaggschiff während der nächsten Minuten einem Feuer ausgesetzt, wie noch nie zuvor ein Kriegsschiff. Auf den „Almirante Oquendo“ folgte die „Biscaya“ und hinter ihr erschienen in einer Entfernung von 200 Yards von einander Spaniens vielgeschützte Torpedobootzerstörer. Die „Jowa“ dampfte neben dem „Almirante Oquendo“ einher, die „Indiana“ gab der „Biscaya“ das Geleite. Heftiger Geschützkampf tobte zwischen diesen Schiffen. In westlicher Richtung setzten sie die Fahrt fort. Die Amerikaner ließen die spanischen Schiffe sich so weit von Morro entfernen, bis sie nicht mehr von den Geschützen des Forts unterstützt werden konnten. Unter mörderischem Feuer und ohne besonderen Befehl erhalten zu haben, befolgten alle amerikanischen Schiffe diese Taktik. Die Signale, die Kommodore Schley von der „Brooklyn“ aus gab, konnte man nicht sehen. Zu wiederholten Malen befanden sich der „Almirante Oquendo“ und die „Biscaya“ auf einer Entfernung von nur 1000 Yards von der „Indiana“. Ununterbrochen feuerten die Geschütze trotz der Schnelligkeit, mit der die kämpfenden Schiffe sich fortbewegten. Ihre starke Panzerung kam den spanischen Schiffen gut zu statten. Während sie Admiral Cervera auf den Weg der Ehre folgten, wurde es ungefähr dreiviertel Stunden nach Beginn der Schlacht offenbar, daß die Spanier gezwungen waren, einen Theil ihrer Geschütze außer Aktion zu setzen, da sie kampfunfähig geworden waren. Das spanische Flaggschiff, aus dessen Breitseite Rauch und Feuer hervordrang, fuhr in westlicher Richtung weiter. Der „Almirante Oquendo“ und die „Biscaya“ hielten sich der Küste zu und dampften hinter dem Flaggschiff Cerveras her. Die Luft erzitterte, während die mächtigen Geschosse in kurzen Zwischenräumen auf dem Deck der spanischen Kreuzer platzten. Wiederholt fingen diese Feuer, aber die Flammen wurden gelöscht, immer aufs Neue traten frische Mannschaften an die Geschütze, von denen die Bedienung vertrieben worden war. Der Donner der Geschütze vermischte sich mit dem Krachen der Panzerplatten, wenn diese von den Geschossen durchbohrt wurden. Nichtsdestoweniger setzten die beiden Schiffe den Kampf fort. Die Nacht des „New-York Herald“, „Goldenen Rob“, war nahe genug, um Alles sehen zu können, was der dicke Rauch nicht verhüllte, bisweilen näher als gerade annehm, aber ich konnte nicht bemerken, daß unsere Schiffe ge-

troffen wurden. Zweifellos wurden sie getroffen, aber ihre Geschütze wurden allem Anschein nach nicht zum Schweigen gebracht, denn sie unterhielten ununterbrochen ein schreckliches Feuer. Als das Flaggschiff, von den übrigen spanischen Kreuzern gefolgt, verfolgt von der amerikanischen Flotte, weiter dampfte, wurde „Goldenen Rob“ angehalten, um die Entwicklung des Kampfes der Nacht „Gloucester“, des ehemaligen „Corair“, mit den spanischen Torpedobootzerstörern zu beobachten. Eine Zeit lang war die Nacht gleichzeitig dem Feuer der Geschütze der „Biscaya“, beider Torpedobootzerstörer und aller Batterien von Fort Morro ausgesetzt, merkwürdiger Weise aber wurde sie nicht in den Grund geschossen. Offenbar fürchtete Kapitän Eulate von der „Biscaya“ einen Torpedo von der „Gloucester“, denn er ließ eine zweite Batterie gegen sie spielen, während sein Schiff einem Geschosshagel von den amerikanischen Schlachtschiffen ausgesetzt war. Die „Gloucester“ nahm, so bald sie konnte, den Kampf mit den Torpedobootzerstörern auf, die über starke Maschinengeschütze verfügten. Aus zwanzig Stellen herauszutreten, als sie gleichzeitig aus den Torpedobootzerstörern herauszutreten, als die „Biscaya“ herfuhr, und ununterbrochen fielen die Geschosse rings um die „Gloucester“ ins Meer. Die Nacht dampfte weiter und hielt die Torpedobootzerstörer zwischen sich und dem Ufer, sie fortwährend beschießend. Fort Morro feuerte gelegentlich vom Rücken her und auch die „Biscaya“ und die ihr folgenden Fahrzeuge beschossen die Nacht, die von Dampfwolken vollkommen umhüllt war, sich aber nicht beirren ließ. Nachdem der Kampf zehn Minuten gedauert hatte, ließ das Feuer der Torpedobootzerstörer nach, aber ihre Maschinen waren intakt geblieben und sie setzten ihre Fahrt fort, bis Morro an dem Kampf nicht mehr theilnehmen konnte. Da erschien die „New-York“ und wurde von Morro aus einem heftigen Feuer ausgesetzt. Im Vordergrund kämpfte die „Gloucester“ mit den Torpedobootzerstörern auf kurze Entfernung weiter, die ihr Flaggschiff sich rasch von ihnen entfernen sahen. Vergebens versuchte die „Biscaya“ die „Indiana“ mit Torpedos anzugreifen und durch die Reihe der amerikanischen Schiffe zu brechen, um das offene Meer zu erreichen. Geschossen, von Kugeln durchlöchert, aber mit unbeschädigten Maschinen, versuchten die beiden kleinen Fahrzeuge zu werden und den Hafen zu erreichen, aber es war zu spät. Der Kampf hatte sich bis zu einem Punkt vier Meilen westlich von Fort Morro hingezogen. Die „New-York“ lag vor der Hafeneinfahrt, die „Gloucester“ in der Nähe, bereit, den Torpedobootzerstörern den Gnadenstoß zu geben. Das amerikanische Feuer war zu stark, als daß Menschen ihm Stand halten konnten. Trotzdem schwebte die „Gloucester“ wiederholt in großer Gefahr. Während das spanische Admiralschiff in westlicher Richtung den Wicken entschied, fuhr der „Almirante Oquendo“ in eine kleine Bai, vier oder fünf Meilen westlich von Santiago, wo das Schiff unter der Küste heilgte. Die „Biscaya“ folgte, nachdem sie vergeblich versucht hatte, die amerikanische Linie zu durchbrechen, und daran durch die „Indiana“ und die „Jowa“ verhindert worden war. Kapitän Eulate versuchte sodann, die östliche Küste der Bai zu erreichen, wo der „Almirante Oquendo“ lag, Alles war umsonst. Der Stern der „Biscaya“ war weggerissen und dicke Rauchwolken entquollen dem Rumpf. Ihre Geschütze waren bis auf wenige nicht mehr kampffähig. Der „Almirante Oquendo“ lief auf. Seine Geschütze verstummt. Im Westen donnerten die Geschütze weiter. Sie bewiesen, daß Admiral Cervera noch kämpfte. Desilich lagen die brennenden Wracks der Torpedobootzerstörer. Die „Indiana“ und die „Jowa“ schnitten die „Biscaya“, sie fortwährend beschießend, vollkommen ab, bis Kapitän Eulate um 10 Uhr 50 Minuten die weiße Flagge hißte, um den Rest seiner Mannschaft zu retten. Gleichzeitig zog der „Almirante Oquendo“ die spanische Flagge ein. Die „Jowa“, „Indiana“ und „Texas“ stellten das Feuer ein, die „Massachusetts“, die „Oregon“ und die „Brooklyn“ beschossen Cerveras Schiff. Unterhalb Stunden waren verfloßen, seit Cerveras Flotte den Hafen verlassen hatte, und von den fünf Schiffen war nur das Flaggschiff noch in Aktion. Admiral Cervera suchte die Bai auf, in der der „Almirante Oquendo“ Zuflucht gefunden hatte. Um halb zwölf Uhr wurde er noch von der „Oregon“ angegriffen. Seine Geschütze waren kampfunfähig, sein Schiff hatte Feuer gefangen. Mit Mühe konnten die Flammen gelöscht werden. Nochmals versuchte es das Meer zu erreichen. Es war unmöglich. Die „Jowa“, „Texas“, „Oregon“ und „Brooklyn“ stellten sich dem spanischen Flaggschiff entgegen, dessen Feuer immer schwächer wurde, aber noch sah man die spanische Flagge am Mast.

Gelegentlich gab es noch einen Schuß ab, bald fiel der letzte Feuerbrach auf dem Schiffe aus; es stand in wenigen Minuten in Flammen und trieb der Küste zu, wo es auf die Felsen aufstieß.

Allerlei.

Eine eigenartige Ueberraschung. Fürstin Pauline von Metternich-Sándor, die einst von Napoleon III. vielbewunderte österreicherische „Gelandin“ in Paris, ist jetzt in der Villa Sumidre eifrig damit beschäftigt, ihre Memoiren zu schreiben, von denen man sich viel Interessantes verspricht. Die Fürstin, obwohl längst nicht mehr jung, scheint sich die überprübelnde Lustigkeit und Originalität bewahrt zu haben, mit der sie in den Tagen ihrer Glanzperiode unter dem zweiten Kaiserreich alle Herzen bezauberte. Als sie das letzte Mal bei ihrer Freundin, der Komtesse de Pourtalès zum Besuch war, gaben die beiden Damen in dem prächtigen Palais der Gräfin ein großartiges Diner, bei dem es etwas merkwürdig berging. Der in vornehm feinem Stil gehaltene Speiseaal wurde zu dem Zweck vollkommen umgestaltet. Man entfernte daraus die schweren, majestätischen Eichenmöbel, die purpurfarbenen Sammetbezüge und Portieren, die dunklen Bronzen und geschmigten Paneele und ersetzte diese etwas ungemüthlichen Herrlichkeiten durch hehle, zierliches Mobilier, zu dem duftige Wandbelleidungen in gestreiftem Grün, Weiß und Silber vortrefflich paßten. Die Mauer zwischen den beiden Fenstern wurde niedriger, um an deren Stelle eine einzige große Spiegelscheibe einzulegen, die man mit schnerigen, reichgestrichen Tüllgardinen über weißen Seitentransparenten teilweise verhüllte. Die Gäste, die etwa fünfzig an der Zahl sich als lauter gute, alte Bekannte begrüßten, glaubten, ausschließlich „unter sich“ zu sein, und waren daher nicht wenig erstaunt und enttäuscht, als ihnen vier gänglich unbekante Personen — zwei junge Mädchen in auffallenden rosa Crêpe-de-Chino-Toiletten und zwei fremdländisch aussehende Herren — als auf der Durchreise befindliche ungarische Freunde der Fürstin Metternich vorgestellt wurden. Die Ausländer erhielten ihre Plätze an den beiden gegenüberliegenden Enden der Tafel und nahmen fast gar nicht an der Unterhaltung Theil, die bald sehr anmüde war. Das Dessert kam, und die allgemeine Heiterkeit schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben, als plötzlich die schlanke der beiden Ungarinnen eine Champagnerflasche ergriff und sie in hohem Bogen über den Tisch ihrem gegenüberliegenden Landsmann zuwarf, der sie geschickt auffing. Dieser hatte zu gleicher Zeit vier Gläser erfaßt und seiner Nachbarin auflegen lassen, die mit jeder Hand zwei in Empfang nahm. Das andere Paar hatte währenddessen auf dieselbe eigenthümliche Weise und mit der größten Ernsthaftigkeit die mit Dröckchen und Rosen angefüllten Jardinières und Vasen ausgetauscht. Die vornehmen Damen sprangen bei diesem Schauspiel mit bleichen, entsetzten Gesichtern von der Tafel auf und stützten hilflos auf den Büren zu; die Herren dagegen suchten ihren Muth zu beweisen, indem sie sich ansahen, die nach ihrer Meinung plötzlich wahnsinnig gewordenen Ausländer festzunehmen. Inzwischen wollten sich die Fürstin Metternich und die Gräfin von Pourtalès vor Lachen ausschütten, und es dauerte eine geraume Weile, ehe sich die beiden Damen so weit erholt hatten, um ihren erschrockenen Gästen klarzumachen, daß die vermeintlichen ungarischen Freunde in Wahrheit zu den berühmtesten Jongleuren und Akrobaten der Welt gehörten und nur für schweres Geld dazu zu bewegen gewesen wären, an dem vornehmen Diner theilzunehmen, um durch ihre lebend bewiesene vollendete Kunstfertigkeit im Jongliren zum Amusement beizutragen.

Die Familie des Kapitäns. Von einem Ordnonanzoffizier des Kronprinzen von Griechenland weiß die „Etoile Belge“ die folgenden „rührenden“ Jüge zu erzählen, für die wir dem belgischen Blatte natürlich die Verantwortlichkeit überlassen müssen. Der Prinz von Wales führte das Kronprinzenpaar und dessen Gefolge in seiner Kunstsammlung in Schloß Sandringham umher, als er bemerkte, daß einer der griechischen Adjutanten, ein Kapitän, vor der Büste eines jungen Mädchens von Thonycroft, einem wunderbaren Kunstwert, plötzlich in Thränen ausbrach. „Verzeihung, Hoheit“, sagte der Kapitän mit erschütterndem Ausdruck, als er um die Ursache dieses Gefühlsausbruches befragt wurde, „diese Büste ist das vollendete Ebenbild meiner Schwester, die ich zärtlich liebte, und die ich vor drei Monaten durch den Tod verloren habe.“ „Wenn dem so ist“, sagte der Prinz von Wales nun auch bewegt, „so erlauben Sie mir, Ihnen die Büste anzubieten.“ Er gab dem General de Knollys Auftrag, die Büste in das Zimmer des unglücklichen Bruders bringen zu lassen. Anderen Tages besuchte der griechische Kronprinz, wieder von seinem Adjutanten begleitet, den Herzog von Cambridge in dessen Gallerie. Hier rief der Kapitän plötzlich vor einem Velasquez mit bewegter Stimme aus: „Himmel, mein Oheim!“ Eine Nymphe von Boucher erinnerte ihn an eine Koufine, und endlich fand er seine eigene Mutter in einer Madonna von Andrea del Sarto wieder, die der Herzog mit 120 000 Francs bezahlt hatte. Sein Schmerz war wirklich kläglich anzusehen. Aber der Herzog von Cambridge war weniger gefühlvoll als der britische Thronfolger und lehnte es ab, sich rühren zu lassen. Der griechische Kapitän mußte sich

als Entgelt für seinen Schmerz mit dem Bildniß seiner Schwester begnügen, bis es ihm vielleicht in anderen Ländern gelingt, seine Familiengalerie zu vervollständigen. Wenn eine Pointe Wahrheit dieser Geschichte zu Grunde liegt, so ist doch jedenfalls eine gute Gabe Uebertreibung beigemischt. Doch bleibt so viel künstlerischer Familieninn auch dann noch bemerkenswerth.

Ueber das Leben der Polarthiere. Die Ziele der Polarforschung waren in früheren Zeiten lediglich geographische. Erst in neuerer Zeit hat man auch anderen als geographischen Fragen Beachtung geschenkt, besonders der Flora und Fauna der Polarländer. Von höchstem Interesse sind dabei die Fragen nach dem Aufenthaltsorte und der Lebensweise der Polarthiere in der langen, eifrigen Winternacht. Wie viele Lücken unser Wissen in diesem Punkte noch aufweist, zeigt eine Besprechung von Transsch im biologischen Centralblatt. Vom Grönlandswal weiß man, daß er regelmäßige Wanderungen macht, und zwar ziehen die Wale der Beringstraße nordwärts, indem sie unter dem Festlande verschwinden. Wo aber der Grönlandswal seine Jungen aufzieht und den Winter zubringt, ist eine noch offene Frage. Die Rennthiere Spitzbergens leben im Sommer in den eiskalten Thälern der Insel, im Herbst an der Meeresküste, wo sie sich von ausgeworfenen Meeressalgen nähren. Den Winter bringen sie wahrscheinlich auf den moosigen Bergen im Innern zu, müssen hier wohl ausreichende Nahrung finden und die kolossale Kälte gut überstehen, denn sie kommen im Frühjahr wohlgenährt zur Küste zurück. Erst dann beginnt für sie eine Leidenszeit; denn nun bedeckt den Schnee eine gefrorene Rinde, die sich nicht fortzuziehen läßt. Sie magern daher im Frühjahr bedeutend ab. Von dem Leben der Rennthiere im Winter weiß man also nichts, ebenso wenig ist man über die Herkunft des Renns auf Spitzbergen unterrichtet, und doch ist gerade diese Frage von größtem Interesse, da man auf Spitzbergen Rennthiere gefunden hat, die an den Ohren und Ohren gezeichnet waren, die also, meint Nordenskiöld, von einem bewohnten, aber uns unbekanntem Polarlande her eingewandert sein müssen.

Vom Büchertisch.

— In Nr. 2880 der Illustrierten Zeitung vom 30. Juni, mit der der 110. Band dieser erschöpfenden Chronik der Gegenwart schließt, macht der bekannte Weltreisende Ernst v. Hesse-Wartegg mit Land und Leuten Deutsch-Chinas vertraut. Nach eigens für die Illustrierte Zeitung aufgenommenen Photographien erscheinen hier die Porträts ostasiatischer Excellenzen, Abbildungen christlicher Missionssitten und eines Tempels einer einheimischen Gottheit. Drei große Blätter nach Originalzeichnungen von R. Petrioles versehen in die Wildheit der hohen Lata, die sich nicht selten selten alpiner Größe nähert. Die Abbildung des vom Stadtbaumeister G. Gull erbauten neuen Schweizerischen Landesmuseums in Zürich führt ein architektonisches Meisterwerk vor, auf das die Eidgenossenschaft mit vollem Rechte stolz sein darf; aus der Fülle der Sammlungen dieser historischen Schatzkammer hat der sog. Allianzestich, eine Seltenheit ersten Ranges, eine technisch gut gelungene Wiedergabe erfahren. Die Titelseite des Blattes schmückt die Holzschnitt-Reproduktion nach dem Gemälde „Vor dem Grabenbilde in Revelar“ von Arthur Kampf, das, im Besitz der königl. Gemäldegalerie zu Dresden, überaus charakteristisch für das Schaffen des in jungen Jahren schon zu wohlverdientem Ansehen gekommenen Meisters ist, dessen Porträt dem Artikel über Bild und Maler vorangeht. Die „Kieler Woche“ hat das Interesse für den edlen Segelsport wieder in weitesten Kreisen belebt, weshalb das doppelte Bild der Flottille des kaiserlichen Yachtclubs auf vielseitigen Wunsch rechnen kann. Den Freund des deutschen Heeres wird das von E. Zimmer gezeichnete Tableau zur 400jährigen Jubelfeier des kgl. sächs. Pionierbataillons Nr. 12 fesseln, den Deutschen im In- und Auslande die Ansicht der Frankeschen Stiftungen in Halle und das Bildniß ihres ebenso glaubensstarken als erzieherisch bahnbrechenden Gründers A. S. Franke, der vor zwei Jahrhunderten seine musterghiltigen Schöpfungen ins Leben rief. Bemerkenswerthe Porträts betreffen Willibald Alexis, den vor einem Säkulum geborenen Walter Scott der Mark, Felix Stieve († 10. Juni), den gründlichen Kenner der bayerischen Geschichte und Friedr. Albert v. Zenker († 13. Juni), den verdienten Erforscher der Trichinosis.

— Unter dem Titel „Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel“ ist von Dr. Brandis eine kleine Schrift erschienen, die namentlich auch in Schriftstellerkreisen interessieren wird. Von allgemeinem Interesse ist ein mitgetheiltes Rechtsfall, insofern er die ungenügende Bekämpfung des unlauteeren Wettbewerbs durch die Gerichte kennzeichnet. Es handelt sich dabei um die Zeitschriften „Kleine Modenwelt“ (gegründet 1889) und „Große Modenwelt“ (gegründet 1892), welche dem weltbekanntesten älteren Blatte „Die Modenwelt“ (gegründet 1865) den Titel entlehnt haben, denen aber trotzdem durch gerichtliches Urtheil zugestanden wurde, diese Titel fortzuführen. Der dieserhalb geführte Prozeß bietet in der Führung wie in den gefälligen Urtheilen der Unbegreiflichkeiten viele. — Die Aneignung von bewährten Zeitungs- oder Korrespondenztiteln kommt auch heute noch vor. Wenn sie mandmal nicht verfolgt wird, so geschieht es wohl, um nicht nach für das Konkurrenzunternehmen Reklame zu machen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Liefke, Halle (Saale), Leipzigerstr. 8.